

Prolog

Der alte Mann schlurfte so über den Gang, als hätte er kein richtiges Zeitgefühl. Er sah aus wie jemand, der in eine ganz andere Zeit gehörte – eine Zeit, die lange vergangen war, eine Zeit, in der Männer Filzhüte und Mäntel, Hosenträger und spitze Schuhe trugen. Aber der Hut dieses Mannes war abgegriffen, sein Mantel war abgetragen und die Schuhe ausgelatscht. Er hatte sie gebraucht gekauft und sie gegen die steife, neue und unbequeme Kleidung eingetauscht, die er vom US-Bundesstaat Kalifornien bekommen hatte. Er hatte gehofft, in den gebrauchten Kleidern würde er sich wohler und mehr er selbst fühlen – oder wenigstens mehr als Teil der Welt, von der er siebenunddreißig Jahre lang isoliert gewesen war.

Aber so fühlte er sich trotzdem nicht.

Er sollte versuchen, sich so zu kleiden wie die Leute, die er im Fernsehen gesehen hatte. Jeanshosen, T-Shirts, Baseballmützen. Aber er hatte in seinem ganzen Leben noch nie eine Blue Jeans getragen. Damals, im Jahr 1959, hatten nur Kinder und Bauern Jeans getragen. Und nur Baseballspieler hatten Schildmützen getragen. In solchen Sachen käme er sich einfach albern vor.

Es spielte jedoch keine große Rolle, ob er sich jemals in diese neue Welt einfügte. Er würde ohnehin nicht mehr lange hier sein. Aus diesem Grund schenkte er seinem Aussehen nur einen flüchtigen Gedanken. Er hatte Wichtigeres im Sinn.

Vor seinem Ziel am Ende eines langen Krankenhauskorridors angekommen, blieb er stehen. Auf einem Schild an der Tür stand: „Radiologie“. Er verzog die Miene, öffnete die Tür und trat ein.

„Guten Tag, Mr Sullivan“, begrüßte ihn die Arzthelferin. „Nehmen Sie bitte Platz. Sie kommen bald an die Reihe.“

Im Wartezimmer saßen noch zwei andere Patienten. Beide hatten sich hinter ihren Zeitschriften vergraben. Da er nicht so aussehen wollte, als suche er Gesellschaft, nahm er ebenfalls eine Zeitschrift, die einzige, die im Zeitungsständer noch übrig war – eine abgegriffene Ausgabe der Zeitschrift *Sunset*. Ein leichtes Lächeln huschte über seine Lippen, das aber weder sein aschfahles, unrasiertes Gesicht noch seine blutunterlaufenen, trüben Augen aufhellte. Er hatte mit den idyllischen, malerischen Bildern in den Zeitschriften genauso wenig gemeinsam wie mit Jeanshosen, Baseballmützen und den modernen Männern, die sie trugen. So deprimierend es auch war, er verglich sein jämmerliches Leben mit den Hochglanzfotos in der Zeitschrift.

Er hatte nie ein richtiges Zuhause gehabt. Seine Kindheit hatte er in den Slums von Chicago verbracht. Selbst nach seiner Hochzeit und seinem Umzug nach San Francisco waren er und seine kleine Familie von einer heruntergekommenen Wohnung in die andere gezogen und dabei nie länger als ein paar Wochen an einem Ort geblieben, da sie immer auf der Suche nach etwas Besserem gewesen waren. Damals hatte er Träume gehabt. Er wollte ein großer Mann sein, der seiner Frau ein schönes Haus mit einer anständigen Küche und gemütlichen Möbeln bieten konnte.

Stattdessen hatte er ihr nur Leid und Kummer gebracht.

Aber die Schuld lag nicht allein bei ihm. Er war von jemandem betrogen worden. Er hatte gedacht, er könnte ihm vertrauen, aber man hatte ihn in eine Falle gelockt. Er hatte die Strafe für etwas tragen müssen, das er nicht begangen hatte. Dadurch hatte er alles ver-

loren – seine Frau, seine Familie, seine Freiheit, seine Träume. Aber der Betrüger würde bezahlen, genauso wie Charlie Sullivan in diesen langen siebenunddreißig Jahren bezahlt hatte und weiterhin bezahlen würde, bis zu seinem Tod. Er hatte schon lange die Hoffnung aufgegeben, dass er jemals den süßen Geschmack der Rache kosten würde. Aber jetzt wollte es das Schicksal doch noch anders. Seine unerwartete Freilassung aus dem Gefängnis war der Beweis.

Nun hatte er die Hoffnung, vielleicht auch manch anderes wiedergutzumachen. Er hatte geglaubt, dass es Fehler gab, die ein Mann nie wieder in Ordnung bringen könnte. Jetzt war er sich dessen nicht mehr so sicher.

Es war zu spät, um noch etwas für Betsy zu tun, die so jung gestorben war. Aber war es möglich, dass er eine Chance hätte, diese lausige Welt wenigstens mit einer einzigen guten Tat auf seinem Konto zu verlassen? Er bezweifelte, dass sie ihn in den Himmel bringen würde – diese Hoffnung hatte er schon lange aufgegeben –, aber vielleicht könnte er wenigstens einige seiner Fehler wiedergutmachen. Dabei könnte er vielleicht – aber nur vielleicht – mit der Gewissheit sterben, dass sich jemand an ihn erinnern würde.

Ach, Charlie, du bist ein alter Narr.

Jeder, der sich früher einmal etwas aus ihm gemacht hatte, war in diesen ganzen Jahren ohne ihn ausgekommen. Sie würden es nicht besonders schätzen, wenn er plötzlich auftauchte. Wahrscheinlich würden sie ihm einfach sagen, er solle zur Hölle fahren. Er verdiente auch nichts anderes. Es war reiner Egoismus, dass er jetzt Teil ihres Lebens sein wollte. Und doch war es so schwer, in dem Wissen zu sterben, dass er nicht wichtiger war als ein Staubkorn.

Es wäre besser gewesen, wenn er bis zu seinem Tod im Gefängnis geblieben wäre. Aber man hatte ihm ge-

sagt, seine Freilassung wäre eine humane Geste, damit er seine letzten Tage als freier Mann verbringen könnte, vielleicht um die Dinge geradezubiegen, die er in der Vergangenheit verbockt hatte.

Könnte er das ohne Gefahr tun? Sein Erzfeind war jetzt ein wichtiger Mann. Charlie könnte wahrscheinlich nicht in seine Nähe gelangen, ohne selbst in Gefahr zu geraten – obwohl er nicht damit rechnete, seine letzte Tat auf Erden zu überleben. Vielleicht hätte eines seiner Kinder Mitleid mit ihm. Nicht, dass er ihr Mitleid wünschte. Er wollte einfach nicht länger allein sein.

„Mr Sullivan, der Herr Doktor will Sie jetzt sehen“, sagte die Arzthelferin.

Langsam stand Charlie Sullivan auf. Ihm graute vor dem, was ihn jetzt erwartete. Vielleicht sollte er allen viele Probleme ersparen und sich einfach eine Kugel verpassen. Aber er wusste, dass er das, so verlockend es manchmal auch war, nie tun würde. Seine Freiheit war zu kostbar, um auch nur einen Augenblick davon zu verschenken.

Kapitel 1

Als die Sonne den Nebel durchbrach, war es trotz der kühlen Brise, die vom Meer her wehte, strahlend hell und warm. Das faszinierende Wechselspiel von Licht und Schatten, das die Sonnenstrahlen begleitete, schuf interessante Bilder. Irene Lorenzo versuchte, dieses Bild einzufangen. Hier, an der nordkalifornischen Küste, war das schöne Wetter zu selten und zu launenhaft, um es ungenutzt verstreichen zu lassen.

Die Kinder wussten das anscheinend auch. Adam und Mark waren eifrig damit beschäftigt, im Sand eine Stadt für ihre Matchbox-Autos zu bauen. Sie waren barfuß und hatten sich nicht davon abbringen lassen, Shorts und T-Shirts anzuziehen, auch wenn es schon Mitte Oktober war. Angesichts der warmen Sonne konnte Irene keine Argumente anführen, die dagegen sprachen. Aber sie hatte für alle Fälle ihre Jeans und Sweatshirts mitgenommen. Irene, die nicht so abgehärtet war wie der zehn- und der sechsjährige Junge, war mit einer Levis und einem Flanellhemd bekleidet. Sie hatte sich von der Herbstsonne schon zu oft an der Nase herumführen lassen.

Irene betrachtete ihre Zeichnung. Die zwei Jungen, die im Vordergrund im Sand buddelten, waren zu steif. Sie spiegelten nicht die Lebendigkeit wider, die Adam und Mark ausstrahlten. Während sie versuchte, herauszufinden, was auf ihrem Bild fehlte, stand eines ihrer Modelle auf und kam auf sie zugelaufen.

„Ich habe Hunger, Mama“, sagte Mark.

„Ich habe Äpfel dabei.“

„Keine Chips?“

„Davon bekommst du nur Durst.“

„Ich habe sowieso schon Durst.“

„Dann iss einen Apfel; er stillt beides.“ Sie griff in ihre Tasche und zog einen Golden Delicious heraus. Mark streckte ihr eine sandige Hand entgegen. „Was hältst du davon, wenn du dir zuerst den Sand abwäschst?“, schlug Irene vor.

„Ach!“, murrte der Junge, lief dann aber zum Wasserrand.

Irene lächelte. Ihre haselnussbraunen Augen verrieten die tiefe Liebe zu ihren Kindern. Mark hasste Baden – er verachtete Sauberkeit jeder Art. Seine Hälfte im Kinderzimmer wäre ein einziges Chaos, wenn Irene ihn nicht immer wieder ermahnen würde, seine Sachen aufzuräumen. Adam, das genaue Gegenteil, schien bei Ordnung und Sauberkeit richtig aufzublühen. Nicht zum ersten Mal fragte sich Irene, wie sehr die letzten Jahre ihre Spuren bei den beiden Kindern hinterlassen hatten. Das Lächeln auf ihrem Gesicht verschwand.

Ihr Leben war so rastlos verlaufen, und als Ältester hatte Adam vieles davon ausbaden müssen. Irene hatte sich mit aller Kraft gegen die Scheidung gewehrt, aber seit die endgültige Trennung von Greg eine unumstößliche Tatsache geworden war, musste sogar sie zugeben, dass sich das Leben der Kinder – und auch ihr eigenes – spürbar verbessert hatte. Es hatte auch nur besser werden können. Irene konnte sich kaum an eine Zeit erinnern, in der man ihre Ehe als gut hätte bezeichnen können. Vielleicht am Anfang ... eine kurze Weile. Immerhin war sie in Greg verliebt gewesen.

Irene hatte ihn in einem Bibelkreis für Alleinstehende kennengelernt. Sie besuchte schon seit Jahren, eigentlich fast ihr ganzes Leben lang, die Baptistengemeinde „Brot des Lebens“. Greg war bei einem Konzert Christ geworden und war in ihrer Gemeinde – überhaupt in einer christlichen Gemeinde – neu gewesen. Trotz des Anflugs von Schalk in seinen Augen hatten sein schnelles Grinsen und seine genauso schnelle Begeiste-

rung für geistliche Dinge nicht nur sie, sondern alle in der Gemeinde in ihren Bann gezogen. Alle, das heißt alle außer Irenes Mutter. Aus irgendeinem Grund, den Millie Lorenzo selbst nicht erklären konnte, hatte sie sich nie für ihren Schwiegersohn erwärmen können. Aber Irene hatte auf die Frau, die dafür bekannt war, etwas kritisch zu sein, nicht hören wollen.

Selbst jetzt konnte Irene nicht behaupten, dass Greg sie absichtlich getäuscht hätte. Wahrscheinlich war er in seinem neuen Glauben ehrlich gewesen, und zweifellos hatte er geglaubt, er liebe Irene, als sie nur einen Monat nachdem sie sich kennengelernt hatten, heirateten. Es war genauso sehr Irenes Fehler gewesen, dass sie Greg nicht besser kennengelernt hatte, bevor sie sich in die Ehe stürzten. Millie behauptete immer, Greg habe Irene gedrängt. Aber Irene war sich da nicht so sicher. Vielleicht war sie auch wirklich so naiv gewesen, wie ihre Mutter immer behauptete.

Damals hatte Irene gedacht, solange der Mann Christ sei, sei alles andere im Grunde unwichtig. Ihr erster Fehler.

Was danach folgte, war ein Leben, das Irene jetzt, elf Jahre später, verzweifelt vergessen wollte. Nur wenige Monate nach der Hochzeit hatte das ziellose Vagabundieren begonnen. Sie waren fast genauso oft umgezogen, wie Greg seinen Arbeitsplatz gewechselt hatte. Später hatte sie herausgefunden, dass Greg schon immer ein Mann gewesen war, den es nie lange an einem Ort hielt. Er zog hauptsächlich durch Kalifornien, aber auch an der Westküste weiter nach Norden – einmal kamen sie sogar bis nach Alaska. Als er in San Francisco einige Monate nach ihrer Hochzeit arbeitslos wurde, sagte er, dass er die Stadt verlassen wollte, in der Irene aufgewachsen war und bis dahin gelebt hatte. Im Nachhinein wurde ihr klar, dass Greg sie nur von dem Einfluss ihrer Familie und Freunde losreißen wollte.

Danach wohnten sie eine Weile in Santa Rosa, dann zogen sie weiter in den Norden nach Eureka, dann nach Oregon – Eugene, Portland, Medford ... Irene konnte sich gar nicht mehr an alle Städte erinnern.

Sie hatte gehofft, die Geburt der Kinder würde ihn sesshaft machen, aber dadurch wurde alles nur noch schlimmer, weil die Kinder ihm Verantwortung aufbürdeten. Aber er hatte eine entschiedene Abneigung gegen jede Form von Verantwortung. Ob das Trinken eine Folge von dem allen oder die Ursache dafür gewesen war, spielte keine Rolle. Es hatte langsam angefangen und sich über die Jahre gesteigert, bis es zu einem zusätzlichen Problem wurde. Aber Greg war einer jener *cleveren* Alkoholiker. Er verlor nie wegen des Alkohols seine Arbeit – sondern kündigte rechtzeitig vorher. In der Öffentlichkeit hatte er sich überraschend gut im Griff, wenn er getrunken hatte; zu Hause machte er sich diese Mühe nicht. Er misshandelte sie nicht körperlich – aber die Beschimpfungen, die Depressionen, das Desinteresse waren eine Misshandlung ganz anderer Art.

Irene hatte immer gehofft, dass ihr Glaube ihnen zu einer Lösung verhelfen würde, aber vergebens. Sie betete regelmäßig, besuchte Selbsthilfegruppen und suchte Rat in Seelsorgegesprächen. Greg tat Buße und fiel dann genauso regelmäßig wieder vom Glauben ab. Schließlich gab sie alles auf: Greg, die Kirche und sogar Gott.

Welch ein Leben für zwei unschuldige Kinder! Im Rückblick wusste Irene, dass es falsch gewesen war, ihretwegen an der Ehe festzuhalten. Aber sie waren nicht ihr einziger Grund gewesen. Wohlmeinende Gemeindeglieder hatten ihr immer wieder gesagt, wenn sie treu bliebe, würde Gott sie dafür belohnen. Scheidung sei etwas Schreckliches, sagten sie, und wenn sie Greg verließ, könnte sie nie wieder heiraten. Vergib Greg,

wie Gott seinen Kindern vergibt. Und so hielt Irene äußerlich an ihrer Ehe fest, nachdem sie in ihrem Herzen schon längst ein Ende gefunden hatte.

Die eigentliche Ironie bei der ganzen Sache war, dass es Greg gewesen war, der schließlich den Schlusstrich zog – nicht Irene.

„Irene, du machst einfach keinen Spaß mehr“, hatte er geklagt.

Sie hätte ihm beinahe ins Gesicht gelacht. Als dann die Scheidungspapiere kamen, hatte sie sie mit einer benommenen Erleichterung unterschrieben, als wäre sie gerade nach einer langen Fahrt aus einem Karussell ausgestiegen. Das war vor einem Jahr gewesen. Seitdem war sie nach San Francisco zurückgezogen, hatte eine Stelle bei einer Grafikdesign-Firma bekommen und sogar ihren Mädchennamen wieder angenommen. Die Vergangenheit rückte mit jedem Tag weiter in die Ferne.

Ein Schatten, der über ihren Zeichenblock zog, veranlasste Irene, zum Himmel aufzublicken. In weniger als einer halben Stunde hüllte der Nebel die Sonne vollständig ein. Es war ohnehin Zeit zum Aufbruch. Sie wurden bei ihren Eltern zum Abendessen erwartet.

Sie steckte den Apfel wieder in die Tasche; Mark suchte nach Muscheln und schien seinen knurrenden Magen darüber ganz vergessen zu haben.

„Hallo, Jungs! Denkt langsam daran, dass wir bald fahren müssen!“, rief sie.

Es gab Proteste, besonders von Adam, der in seine „Stadt“ viel Mühe investiert hatte und nicht bereit war, sie so ohne Weiteres der Willkür der Wellen zu überlassen. Sie ließ den beiden noch eine Viertelstunde Zeit, dann scheuchte sie sie ins Auto. Heute war der einundachtzigste Geburtstag ihrer Großmutter, und die alte Dame sollte nicht glauben, sie sei ihr so unwichtig, dass sie zu spät komme.

Irene war im Twin-Peaks-Viertel von San Francisco aufgewachsen, einer gemütlichen Gegend, in der die Mittelschicht wohnte. Es lag auf einigen der Hügel, die die Stadt so berühmt machten. In dem Haus mit den vier Zimmern, in dem Eltern, Großeltern und vier Kinder Platz hatten finden müssen, war es immer eng zugegangen.

Jetzt, da Großvater gestorben war und die Kinder alle ausgezogen waren, wohnten nur noch Irenes Eltern und Großmutter dort. Eigentlich müsste einem das Haus jetzt leer vorkommen. Aber es erweckte noch denselben Eindruck wie früher. Es war immer noch mit vielen schweren, alten Möbeln überladen, von denen kein einziges Möbelstück fein genug war, um als Antiquität zu gelten. Die geblühten Polstermöbel, Teppiche und Vorhänge stammten aus den 70er-Jahren, genauso wie die leicht grellen Farbmuster. Trödel und Spitzendeckchen waren überall, und die Wände waren eine einzige Galerie billiger Nachdrucke. Aber Irene liebte jede unpassende, geschmacklose Nuance dieses Hauses, sogar die Knoblauch- und Kieferngerüche.

Das Haus lag in einer steilen, ruhigen Straße, in der alle Häuser so eng nebeneinander standen, dass sie sich fast berührten. Es gab keinen nennenswerten Vorgarten und nur einen winzigen Garten hinter dem Haus. Aber Irenes Vater hatte aus seinem kleinen Fleck Erde viel gemacht. Ray Lorenzo war im Gartenbau tätig und betrachtete sein Haus schon immer als die beste Werbung für sein Geschäft. So hatte er einige sehr kreative Ideen in ihrem winzigen Hof verwirklicht und sogar einen kleinen Gemüsegarten hinter dem Haus angelegt. Seine Dahlien standen jetzt in Blüte. Ihre leuchtenden Köpfe strahlten in der untergehenden Sonne.

Großmutter war die Erste, die sie begrüßte. Sie verpasste Irene auf jede Wange einen feuchten, leicht kratzenden Kuss.

„Hallo, Großmutter! Wie geht es dir?“, begrüßte Irene sie.

„Nicht schlecht für eine alte Frau.“ Mit ihren einundachtzig Jahren war Theresa Sellese etwas gebeugt und hatte unübersehbare Falten, aber sie sprühte fast genauso vor Energie wie der junge Mark. Sie war eine kleine Frau und schien von Jahr zu Jahr um ein paar Zentimeter zu schrumpfen. Ihre schwarzen Haare, die sie zu einem matronenhaften Knoten zusammengebunden hatte, waren grau durchzogen, aber sie waren nicht so grau, wie man es bei ihrem Alter erwarten würde. Aus ihren scharfen braunen Augen sprühte ein lebhafter, trockener Humor.

Die Jungen stürmten ins Wohnzimmer, wo der Fernseher lief und ein Baseballspiel übertragen wurde.

„Welch eine seltene Stimme höre ich denn hier?“, kam Millie Lorenzos Stimme aus der Küche. Einen Augenblick später erschien sie und trocknete sich die Hände an einem Geschirrtuch ab.

Irene räusperte sich und lächelte schwach. Ihr war sehr wohl bewusst, dass es über eine Woche her war, seit sie ihre Familie das letzte Mal gesehen hatte. „Mach mir keine Vorwürfe, Mama. Ich habe diese Woche jeden Tag Überstunden gemacht. Und dann der Zeichenkurs ...“

„Du hast also kein Telefon?“

„Oh, Millie, reg dich doch ab“, sagte Theresa mit einem Augenzwinkern zu Irene. „Das Mädchen führt sein eigenes Leben.“

„Arbeit und Schule. Was ist denn das für ein Leben? Wann willst du endlich einen Mann kennenlernen?“

Irene stöhnte. Obwohl Irene jetzt schon zweiunddreißig war, konnte ihre Mutter ihr immer noch das

Gefühl vermitteln, sie sei eine eingeschüchterte Zehnjährige. Aber eine neue Stimme rief aus dem angrenzenden Wohnzimmer und verschonte Irene davor, auf die oft wiederholte Frage ihrer Mutter antworten zu müssen.

„Könnt ihr da draußen nicht leiser sein? Hier läuft die World Series!“

Ray Lorenzos Leidenschaft für Gartenarbeit wurde nur durch seine Begeisterung für Baseball übertroffen – eine Leidenschaft, die er an seine Enkelsöhne weitergegeben hatte.

Irene steckte den Kopf ins Wohnzimmer. Ihr Vater, der in seinem großen, abgegriffenen, bequemen Sessel saß, war ein kleingewachsener, stämmig gebauter Mann mit grauen Haaren und einer leichten Glatze, den Irene fast noch nie in etwas anderem als in Khakihosen und karierten Flanellhemden gesehen hatte. Die Kinder hatten es sich beide auf dem Sofa bequem gemacht. Alle drei verfolgten wie gebannt das Spiel. Irene lächelte ihrem Vater ein schweigendes Hallo zu, der mit einer winkenden Handbewegung antwortete.

Der Geruch der Spaghettisoße, die unverkennbar mit Knoblauch und Oregano gewürzt war, erfüllte die Luft und lockte sie in die Küche. Dieser Geruch weckte in Irene angenehme Erinnerungen. Die sonntäglichen Spaghetti waren in ihrer Familie mehr als nur eine Tradition, und sie fragte sich, ob die Töpfe und Pfannen wohl von selbst aus dem Schrank kletterten und kochten, falls sonst niemand das Essen zubereiten würde. Irenes Kindheit war schön gewesen, ganz normal, und trotz der manchmal streitsüchtigen Natur ihrer Mutter zum größten Teil angenehm.

„Du siehst blass aus“, sagte Millie. „Isst du auch richtig?“

„Ja. Ich habe nur keine Zeit, in die Sonne hinauszu-
gehen, wenn sie sich zufällig einmal zeigt.“

„Du arbeitest zu viel, und sie bezahlen dich bestimmt nicht gut genug. Ich meine, wie viel Geld kann eine solche Grafikfirma schon haben? Ich mache mir nur Sorgen um meine Enkelkinder. Die Jungen sind in der Wachstumsphase und brauchen ein anständiges Essen.“

„Wir nagen gewiss nicht am Hungertuch“, verteidigte sich Irene. Ihre Mutter hatte gewollt, dass Irene nach der Scheidung zu ihnen ziehen sollte, aber sie hatte instinktiv gewusst, dass das nie gut gehen könnte. Irene hatte sich nach Unabhängigkeit gesehnt und es nicht erwarten können, allein zurechtzukommen. Sie wusste, dass das nie hätte funktionieren können, wenn sie sich auf eine solche Regelung mit ihren Eltern eingelassen hätte.

Millie Lorenzo hielt mit ihrer Meinung nie hinter dem Berg. Sie war eine starke Frau, vielleicht sogar dominierend – besonders im Vergleich zu der ruhigen, zurückhaltenden Natur ihres Mannes. Aber jeder, der die beiden gut kannte, wusste, dass Ray mit seiner Ehe sehr zufrieden war, anscheinend den Überblick behielt und genau wusste, wann er seiner Frau ihren Willen lassen sollte und wann er das Wort ergreifen musste. Und obwohl Millie eine Sache bis zum bitteren Ende ausdiskutieren konnte, nur weil sie immer so felsenfest von sich überzeugt war, wusste sie doch, wann ihr Mann genug davon hatte. Sie war ihm gegenüber viel respektvoller als anderen gegenüber.

Obwohl sie genauso energiegeladener war wie ihre Mutter, fehlte Millie Theresas Humor. Nicht, dass sie nicht lachte oder einen Spaß verstand – sie konnte nur nicht über sich selbst lachen. Sie war sehr stolz auf sich und auf ihre Familie; über sie durfte man einfach keine Witze machen. Dieser Stolz wurde in ihrem Aussehen deutlich. Ihre allmählich grau werdenden Haare waren kastanienbraun gefärbt und wurden jede Woche

vom Friseur auf Vordermann gebracht, auch wenn sie das nie zugeben würde. Ihre Kleidung war makellos, und sie versuchte, sich nach der neuesten Mode zu kleiden. Ihr einziger Feind bei diesem Bestreben war ihr Gewicht – dreißig Pfund mehr, als sie haben sollte. Das Übergewicht spottete auch ihren hartnäckigsten Bemühungen.

„Und was hast du von diesem Taugenichts, deinem Ex, gehört?“, fragte Millie.

„Mama ...“

„Was? Du wirst ihn doch nicht verteidigen?“

„Nein, ich will nur nicht, dass du so von ihm sprichst, wenn die Kinder dich hören.“

„Sie werden früher oder später schon selbst herausfinden, was für ein Lump er ist.“

„Vielleicht wäre es ihr später lieber“, warf Theresa ein.

Millie zuckte mit den Achseln. Offenbar stand ihr nicht der Sinn danach, mit ihrer Mutter zu streiten. „Keine Unterhaltszahlungen für die Kinder oder dergleichen, nehme ich an?“

„Das macht nichts“, sagte Irene. „Ich bin lieber vollkommen unabhängig von ihm.“

„Er ist aber dazu verpflichtet“, bemerkte Theresa.

„Wann hat ihn das je interessiert, auch als er noch da war?“, brummte Millie.

„Können wir vielleicht über etwas anderes sprechen?“, seufzte Irene. „Kommen Connie und Norm bald?“

„Sie kommen wie immer zu spät“, murrte Millie.

„Wer kann ihnen daraus einen Vorwurf machen? Sie haben vier Kinder, die sie fertig machen müssen“, verteidigte Theresa ihre Enkelin.

„Ich hatte auch vier Kinder und kam nie zu spät.“

Theresa schmunzelte. „Mein altes Gedächtnis muss besser sein als deines, Millie.“

Mit einem aufgebrachten Knurren drehte sich Millie zu ihrer Tochter um und wechselte abrupt das Thema. „Irene, fängst du bitte mit einem Salat an?“

Zehn Minuten später rief ein lautstarkes Treiben an der Haustür sie von ihrer Arbeit fort. Offenbar war Ire-nes Schwester mit ihrer Familie angekommen.

Kapitel 2

Irene und Connie waren nur ein Jahr auseinander, und genauso eng war ihre Beziehung zueinander. Das Schwerste bei Irenes Zwangsexil von zu Hause während ihrer Ehe war die Trennung von ihrer Schwester gewesen. Sie hatten noch eine ältere Schwester, die an der Ostküste lebte, und einen älteren Bruder, der in Los Angeles wohnte, aber die beiden waren nie so sehr Teil von Irenes Leben gewesen wie Connie.

Connie war die Jüngere der beiden. Sie war zierlicher, acht Zentimeter kleiner als Irene und einige Pfunde leichter, als Irene zugeben wollte. Sie hatte außerdem natürlich gelockte Haare – etwas, worum Irene mit ihren glatten braunen Haaren sie schon immer beneidete. Connies Augen waren genauso nussbraun wie die ihrer Schwester, wodurch manche glaubten, sie seien Zwillinge, auch wenn keine von ihnen eine große Ähnlichkeit entdecken konnte. In vielerlei Hinsicht waren die beiden sogar sehr verschieden: Connie war sportlich, konnte leicht auf Leute zugehen und war weniger introvertiert. Aber Irenes ernstere, sensiblere Natur hatte ihre Schwester immer gut ergänzt. Ihr Vater nannte sie zwei Erbsen aus derselben Schote.

An diesem Abend brachen die zwei Frauen nach dem Essen zu einem Spaziergang um den Block auf, da sie sich nach der gehaltvollen Mahlzeit etwas bewegen wollten. Sie unterhielten sich eine Weile über ihren Alltag. Obwohl Irene nur zwei Straßen von Connie entfernt in San Bruno wohnte und sie sich fast jeden Tag sahen, gab es trotzdem immer vieles zu bereden. Die Kinder, ihr Zuhause, ihre Arbeit, ihre Freunde. Manchmal waren die Gespräche belanglos und schein-

bar banal, manchmal sehr tief gehend, was für die Vielschichtigkeit ihrer Beziehung sprach.

„Habe ich dir eigentlich schon erzählt, dass wir einen neuen Lehrer für die fünfte Klasse an der Schule haben?“, erwähnte Connie beiläufig, als sie gerade über ihre Arbeit sprachen.

„Ja“, antwortete Irene und wurde vorsichtig. Der Mann war sechsunddreißig, alleinstehend und sah nicht schlecht aus, wenigstens Connies Bericht zufolge einige Wochen nach Beginn des neuen Schuljahres im September.

„Ich hatte Gelegenheit, ihn besser kennenzulernen. Seine Klasse gibt meinen Erstklässlern in unserem Tutorenprogramm Nachhilfeunterricht.“

„Mhm.“

„Er ist wirklich ein netter Mann.“

„Zu schade, dass du schon verheiratet bist.“

„Ach komm, Irene.“

„Was erwartest du von mir? ,Oh, Connie, stelle mich ihm doch bitte ganz schnell vor!‘“

„Ja – genau das!“

„So weit bin ich einfach noch nicht.“

„Das könnte ich glauben, wenn es wahr wäre. Ich meine ...“, fügte Connie schnell hinzu, als Irene verteidigend den Mund öffnete. „Du genießt bestimmt deine Unabhängigkeit. Das ist vollkommen verständlich. Aber mir gefällt einfach der Gedanke nicht, dass du dich vielleicht nur aus Angst auf keine Beziehung einlassen willst.“

„Und wenn es so wäre? Wer könnte mir daraus einen Vorwurf machen?“

„Aber, Reenie, irgendwann musst du darüber hinwegkommen.“

„Warum? Vielleicht bleibe ich ewig allein.“

„Ausgezeichnet, wenn du das *willst*. Aber *willst* du das wirklich?“

Irene seufzte und wischte sich gedankenabwesend eine Strähne ihrer schulterlangen Haare aus den Augen. „Ich weiß es nicht. Manchmal klingt es wirklich gut, Single zu sein. Aber dann gibt es wieder Augenblicke, in denen ich dich und Norm ehrlich um das beneide, was ihr habt. Ich denke, wie schön es sein könnte, mein Leben mit jemandem zu teilen. Aber wenn ich dieses Risiko noch einmal eingehen soll, müsste dieser Jemand praktisch vollkommen sein.“

„Oder mindestens Gottes vollkommene Wahl für dich.“

„Oh, bitte, Connie! Lieber einen Mörder als einen Christen!“

Connie nickte und schaute sie gelassen an.

„Was soll denn dieser Blick schon wieder bedeuten?“, fragte Irene irritiert.

„Du weißt, was ich darüber denke.“

„Ja. Du sagst immer, mein Glaube sei zu tief, als dass ich so einfach alles wegwerfen würde.“

„Du bist dein ganzes Leben lang schon Christin, Reenie. Vergiss nicht: Wir sind damals miteinander zum Altar vorgegangen. Ich war neun; du warst zehn. Du hast meine Hand gehalten und hast mich richtiggehend *mitgezerrt*.“

„Seit damals ist viel passiert.“

„Ich habe noch nie gehört, dass du die Existenz Gottes geleugnet hättest.“

„Nein, aber ich arbeite daran.“

„Sage nichts Unüberlegtes, Reenie.“

„Das werde ich nicht, solange du mir nicht erzählst, dass du für mich betest.“

Connie lächelte, sagte aber nichts.

Sie gingen eine Weile schweigend eine Steigung hinab und bogen unten um die Ecke. Irene fragte sich, wie sie es als Kinder nur geschafft hatten, mit ihren Fahrrädern diese Steigung ohne Probleme hinauf- und

hinabzufahren. Allein bei dem Gedanken, dass sie diesen Berg wieder hinaufgehen müssten, um nach Hause zu kommen, geriet sie schon außer Atem. Irene erfüllte plötzlich eine Sehnsucht nach diesen sorglosen Jugendjahren. Welchen Spaß sie und Connie damals gehabt hatten! Sie hatten miteinander das College besucht, bis Irene im dritten Jahr die Schule verlassen hatte, um Greg zu heiraten. Ab diesem Tag hatte jeder Spaß aufgehört.

„Was ist jetzt mit Don?“, fragte Connie.

„Mit welchem Don?“

„Dem Lehrer.“

„Es ist ja nicht so, dass ich mit keinem Mann mehr ausgegangen wäre, seit Greg fort ist. Es war nur nie so ernst, dass ihr, du oder Mama damit zufrieden wärt.“

„Ja, sobald es ernst wird, brichst du den Kontakt zu dem Mann ab.“

„Wer sagt, dass das meine Schuld ist?“

„Kein Kommentar“, antwortete Connie.

Sie schwiegen wieder und begaben sich auf den Rückweg. Der Weg war so steil, dass sie keuchten, als sie oben ankamen. Als sie vor der Haustür ihrer Eltern standen, zögerte Irene, bevor sie eintraten.

„Ich denke darüber nach, einverstanden?“

Connies einzige Antwort war ein verschmitztes Grinsen.

Irene wusste nicht, ob sie mehr tun würde als darüber nachdenken. Die wenigen Bekanntschaften, die sie bei ihrer Schwester und Mutter so schnell erlebte, hatten ihr allesamt nichts bedeutet. Sie hatte sich wahrscheinlich nur bereit erklärt, mit Männern auszugehen, um ihre Familie zufriedenzustellen.

Hatte sie Angst?

Wahrscheinlich. Wie könnte sie sich bei einem Mann jemals wieder sicher sein? Wie sollte sie wissen, ob er es ernst meinte? Und selbst wenn er es ernst meinte,

wie könnte sie verhindern, dass später alles doch wieder in die Brüche ging? Was würde das für ihre Kinder bedeuten?

Außerdem war da noch der einfache Umstand, dass sie das ganze Ritual bei einer Verabredung als eine schreckliche Qual empfand; es war ein wahrer Albtraum für ihr zurückhaltendes Wesen. Wenn Gott ihr wirklich etwas Gutes tun wollte, würde er ihr einen Mann schicken, den sie kennenlernen könnte, ohne mit ihm ausgehen zu müssen, und der außerdem makellose moralische und gesellschaftliche Referenzen vorzuweisen hätte – vollkommen risikofrei also.

Natürlich gab es keinen solchen Mann. In jeder Beziehung zu einem anderen Menschen blieb immer ein Risikofaktor. Die eigentliche Frage war: War sie bereit, ein solches Risiko einzugehen? Connie würde sagen, mit Gott an ihrer Seite könnte sie es. Aber Connie hatte manchmal eine ziemlich vereinfachte Sicht von geistlichen Dingen. Ihre Antworten halfen kaum, wenn Irene fragte: *„Hat Gott mir in meinem Chaos mit Greg geholfen? Wo war Gott damals? Ich hatte das Gefühl, ganz allein und verlassen zu sein. Zum Trocknen aufgehängt und auf der Leine vergessen, als der Regen kam.“*

Es tut mir leid, Connie. Gott muss sich schon einiges einfallen lassen, um mich zurückzugewinnen.

Genauso wie ein Mann, der ihre Liebe gewinnen wollte.

Kapitel 3

Der Mittagsverkehr war sehr lebhaft, besonders für den Mann, der an der Ecke der Montgomery und der Market Street stand, im Finanzviertel der Innenstadt von San Francisco. Er war einen Meter fünfundachtzig groß und hatte helle sandbraune Haare und Gesichtszüge, die einen entschlossenen, aber angenehmen Eindruck vermittelten. In seinem teuren braunen Kaschmiranzug stand er selbstbewusst am Straßenrand. Nur die leichte Neigung seines Kopfes und sein Ohr, das sich auf den Verkehrslärm konzentrierte, ließen eine leichte Besorgnis wegen des dichten Verkehrs vermuten. Die quietschenden Bremsen, lauten Hupen und aufheulenden Motoren waren alles andere als erfreulich, aber der Mann war nicht der Typ, der lange in Unentschlossenheit verharrte oder vor einer Herausforderung ängstlich zurückwich.

Für Joel Costain war die Überquerung der Straße wirklich eine Herausforderung. Eine kleine, wohlge-merkt. Eine Herausforderung, die er schon seit vielen, vielen Jahren täglich meisterte, aber selbst ein Mensch, dessen Augenlicht intakt war, empfände die mittägliche Hauptverkehrszeit als unangenehm. Bei einem Blinden spielten immer auch noch die Nerven eine gewisse Rolle, wenn es darum ging, eine Straße zu überqueren. Aber Joel war sein ganzes Leben lang schon blind und war es gewohnt, Gefahren auf sich zu nehmen. Sehen war ein Begriff, den er nur durch die Beschreibung von den Erfahrungen anderer verstand. Das Fehlen dieses Sinnes war nur eine Behinderung, weil er zufällig in einer Welt lebte, die für die Sehenden geschaffen war. Wenn er plötzlich sein Gehör oder seinen Tastsinn ver-lore, wäre *das* wirklich eine Behinderung.